



HENRY G. BRANDT

## Rede von Landesrabbiner Dr. h.c. Henry G. Brandt, dem Edith-Stein-Preisträger 2011, zur Preisverleihung am 30. Oktober 2011

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, sehr geehrter Herr Willen, sehr geehrte Damen und Herren des Vorstandes und Mitglieder des Edith-Stein-Kreises, lieber Freund Herr Bischof Mussinghoff, sehr geehrte Ehrengäste, liebe Damen und Herren!

Josef, der biblische Josef, sagte: »Katonti Mikoi Hachassadim Ha'ele«, d. h. »Ich bin zu gering für so viel Gnade« und für so viele gute Worte. Ich danke Ihnen herzlich und in diesem Sinne allen von Ihnen, daß Sie sich auf den Weg hierher gemacht haben, und ich danke für die vielen Gratulationen und guten Wünsche, die mich schon erreicht haben und noch erreichen werden. Ich freue mich, daß meine Frau und meine zwei Töchter aus Zürich angereist sind, um hier dieses Ereignis mit mir zu feiern. Die Männer unserer Familie sind heute anderweitig verplant, aber die schönere Seite ist hier bei mir, und das bereitet mir große Freude.

Ich danke Ihnen herzlich, Bischof Mussinghoff, für Ihre Laudatio. Das Problem mit solch einer Laudatio ist immer: Sie ist so gehalten, daß man verdammt ist, in der Dankesrede fast alles zu wiederholen. Aber das kann ich Ihnen nicht ersparen. Vielleicht bringe ich aber doch eine etwas andere Sichtweise hinein.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, Sie können mir glauben, daß ich überrascht war, als man mich gefragt hatte, ob ich bereit wäre, die Edith-Stein-Medaille, den Edith-Stein-Preis anzunehmen. Ich war überrascht, daß man einem Juden, einem Rabbiner noch dazu, diese Ehre anbietet, obwohl ich gleich gesehen habe, daß meine Vorgänger als Preisträger meine Freunde waren, die ich immer schon verehrt habe, die mir Gesprächspartner waren im christlich-jüdischen Dialog. Besonders freut es mich deshalb, Altbischof Lohse hier zu sehen, und ich bedauere zutiefst, daß mein Gesprächspartner Joop Bergsma, der vor kurzem verstorben ist und den ich sehr, sehr mochte, hier nicht dabeisein kann. Bestimmt wird er mit seinem besonders





verschmitzten Lächeln von oben herabschauen und sagen: »Na, ja, das Gespräch geht weiter.«

Ich werde Sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich zuerst sehr unsicher war. Ich hatte so meine Zweifel. Bischof Mussinghoff hat es ja bereits ausgeführt, daß es wahrscheinlich so gewesen sein mag; denn die Person Edith Stein ist unter Juden nicht unumstritten. Es hat noch, wie er ausführte, im Zusammenhang mit der Seligsprechung und Heiligsprechung viele jüdische Stimmen gegeben, die beides als eine Art Vereinnahmung Edith Steins durchs Christentum sahen.

Mein sicherster Weg wäre es gewiß gewesen, dankend diese Ehre abzulehnen. Aber, meine lieben Freunde, in meinem Alter, nach einem halben Jahrhundert im Dialog zwischen Juden und Christen, ist es wahrscheinlich zu spät, um auf »Nummer Sicher« zu gehen. Solch eine Feigheit sollte man sich früher im Leben leisten.

Es hätte bestimmt den lieben Gott, der Leben gibt, geärgert, solch eine Chance der Geschwisterlichkeit ausgelassen zu haben. Und so – nach doch einiger Reflexion – habe ich mich entschieden, mit Dank anzunehmen. Also stehe ich heute vor Ihnen, um diesen Dank auszusprechen.

Natürlich kann ich von meiner Warte als Jude und Rabbiner den Weg, den Edith Stein gegangen ist, auch posthum nicht absegnen. Es steht mir nicht zu, über ihn zu urteilen, und insbesondere – das haben Sie auch ausgeführt – hat man als Verfechter der Religionsfreiheit, ihre Entscheidung zu akzeptieren und zu respektieren. Denn wer kann sich schon in das Herz und in das Hirn eines anderen Menschen hineinversetzen, um zu beurteilen, ob eine Handlung redlich oder anderswie war? Und nach dem, was die meisten Rabbinen schon »von alters her« lehrten, daß man jeden Menschen zum Guten beurteilen soll, glaube ich, daß Edith Steins Weg *für sie* ein ehrlicher Weg war, ein aufrichtiger Weg, den ich zu respektieren habe, wenn ich ihn auch nicht gut finden kann.

Daß sie trotz und wegen der Anerkennung ihrer hohen Qualitäten in vielen Bereichen, daß solch ein Mensch mit einem tiefen Durst nach einem gottgefälligen und geisterfüllten Leben dies nicht in ihrem eigenen Judentum gefunden hat und daß sie nicht, ähnlich wie Franz Rosenzweig, den Weg zurückfand, muß mich als Jude und Rabbiner mit einer gewissen Traurigkeit erfüllen. Franz Rosenzweig, der auch an der Schwelle zur Konversion stand, kam aber beim Besuch eines





Jom-Kippur-Gottesdienstes dann zu dem Schluß, daß seine Heimat bei seinem Volk sei.

Möglicherweise erhellen einige Worte, die ihre Nichte, Frau Susanne Batzdorff, geschrieben hat, teilweise auch ihre Entscheidung. Ihre Nichte schreibt: »Und doch gibt es etwas in ihrer Autobiographie, was irritiert. Edith Stein hatte nur wenig Kenntnisse vom Judentum und scheint trotz ihrer Neigung, den Dingen auf den Grund zu gehen, niemals Interesse daran gehabt zu haben, *diese* Wissenslücke zu füllen. Warum das so war, können wir nur vermuten... In jener Zeit erhielten die Mädchen meist nur eine oberflächliche Einführung in das Judentum.« (Susanne M. Batzdorff, Edith Stein – meine Tante. Würzburg 2000, S. 160)

Anschließend gibt sie einige Beispiele von gewissen Riten und Traditionen, die Edith Stein kritisch beleuchtet hat, und sagt dann: »Aus diesen Beispielen könnte man folgern, daß diese intelligente, wißbegierige und belesene Frau es absichtlich vermied, sich diesbezüglich das nötige Wissen anzueignen, um wohlbegründete Urteile fällen zu können. Vielleicht hielt meine Tante es aber auch für notwendig, ihre Entscheidung, vom Judentum zum katholischen Glauben überzutreten, innerlich dadurch zu rechtfertigen, daß sie Fehler und Schwächen im jüdischen Glauben und seinen Bräuchen aufzeigte.« (a.a.O. S. 162)

Ob das stimmt oder nicht, sei dahingestellt. Ein Mitglied ihrer Familie, das sie gut kannte, ihre eigene Nichte, hat das so beschrieben.

Deshalb hat mich dies auch veranlaßt, das Preisgeld, das Sie mir mit diesem Preis geben, für die religiöse Bildung von jüdischen Jungen und Mädchen in einer meiner Gemeinden einzusetzen – auf daß sie ihren Weg im eigenen Volk finden und beibehalten.

Herr Bischof Mussinghoff hat bereits darauf hingewiesen, daß Edith Stein eigentlich nicht vom Judentum zum Katholizismus übertrat, sondern von – sie sagt es selbst – einem radikalen Unglauben. Und ohne das bewerten zu wollen, hat Göttingen hier natürlich eine entscheidende Rolle gespielt. Denn als sie nach Göttingen kam, so lernt man es aus Biographie und Autobiographie, war sie überschüttet von neuen Eindrücken, die auch an Personen gebunden waren. Da war natürlich der hochverehrte Lehrer, dem sie folgte, Edmund Husserl, und da war der ihr nahestehende Mitarbeiter von Husserl, Adolf Reinach. Beide waren Konvertiten vom Judentum zum Christentum. Und deshalb war dieser Weg auch aufgezeigt – nicht, daß sie missionierten –, aber er war als möglich aufgezeigt. Da war noch ein Drit-





ter, der namentlich genannt werden soll, der anscheinend einen entscheidenden Einfluß auf sie hatte, einer, der seine christliche Religion mit Vehemenz und mit großer Kunst vertrat: Max Scheler.

Edith Stein war so von Göttingen begeistert, fast trunken von den neuen Eindrücken der fast alles beherrschenden Philosophie. Tag und Nacht philosophierte man, so beschrieb sie es, beim Frühstück, beim Abendessen, am Abend, so daß Freundinnen ihr mal ein kleines Liedchen widmeten, indem sie schrieben:

Manches Mädchen träumt vom Busserl,  
Edith aber nur von Husserl.  
In Göttingen da wird sie sehen  
Den Husserl leibhaft vor sich stehen.

So ist es passiert. Und deshalb hat Göttingen auch einen großen Anteil daran, daß sie später den Weg einschlug, den sie ging.

*Wenn* man den Weg wirklich als einen Weg vom *Unglauben* in den Katholizismus sieht, dann ist das vielleicht ein segensreicher Weg. Denn zumindest kam sie auf *einem* möglichen Wege zu einer Kenntnis von Gott und der Notwendigkeit für den Menschen, sich dem Willen Gottes zu beugen. Und ich glaube, besser einer der Wege als keiner der Wege.

Aber sie blieb immer auch eine Tochter Israels. Das haben wir gehört. Wir wissen aus unserer Geschichte, unserer leidvollen Geschichte, daß sich viele Konvertiten vom Judentum zum Christentum oft gegen ihr eigenes Volk wandten, um sich selbst zu retten oder manchmal um in der Gesellschaft angenommen zu werden. Sie stellten sich in die vorderen Reihen der Antijudaisten, der Antisemiten. Das hat Edith Stein nie getan. Sie bleibt immer, vorher und auch nachher, eine Tochter Israels.

Wir haben es bereits gehört: Sie sah sich später dann irgendwie in der Rolle von Königin Ester, deren Geschichte wir aus dem biblischen Buch Ester, wie auch eben genannt, kennen. Über ihre versuchte Intervention bei Papst Pius XI. haben wir auch gehört. Vielleicht war sie ein wenig naiv zu glauben, daß sie in einer Audienz, um die sie gebeten hatte und nicht erhielt, oder durch ihr Schreiben die Ereignisse wesentlich beeinflussen könne. Wer weiß, was gewesen wäre, wenn der damalige Papst auf Edith Stein gehört hätte.

Aber sie mußte dann den Weg ins Martyrium antreten. Jetzt muß





Hartes gesagt werden, aber ich möchte es betonen und verstärken. Edith Stein wollte nicht sterben. Sie hat alles versucht, um ihrem furchtbaren Schicksal zu entkommen. Der Umzug von Köln nach Holland war schon ein Schritt in diese Richtung. Wer konnte schon ahnen, daß Holland, Belgien und Luxemburg auch Opfer der Nazi-Invasoren werden würden? Und sie hat im letzten Moment noch versucht, eine Einreise in die Schweiz zu bekommen, um dort in einen Karmel, der bereit war, sie aufzunehmen, einzutreten. Aber die Schweizer Regierung hat ihren Antrag abgelehnt. Und so führte der Weg gemeinsam mit ihrer Schwester nach Auschwitz.

So wie ich das sehe, war sie kein Opfer *für* ihr Volk. Sie war kein Opfer *für* irgendetwas. Sie war ein Opfer eines brutalen, sinnlosen Mordes, weil sie Jüdin war. Wäre sie nicht Jüdin gewesen, hätte sie vielleicht 120 Jahre gelebt. Aber sie war in jener Zeit, in ihren letzten Tagen, eine von vielen Töchtern und Söhnen Israels, die das gleiche Schicksal wie sie erlitten haben. Ihr Leben endete in einer kleinen Aschenwolke inmitten vieler solcher kleinen Wolken, die gen Himmel fuhren. Und dort wird sie die Antwort auf alle ihre Fragen im Angesicht des barmherzigen Gottes erfahren haben.

Es geht, meine Damen und Herren, weniger um die Lebensgeschichte von Edith Stein. Es geht heute mehr um das, was sie zuvorderst als Symbolfigur im christlich-jüdischen Verhältnis darstellt. Denn in ihr und in ihrem Leben und Streben und Sterben treffen sich die zwei Welten, die zwei Jahrtausende gegeneinander gelebt haben, die durch eine fast undurchdringliche Wand voneinander getrennt waren, die jetzt erst zaghaft zueinanderfinden. Die Wahrnehmung von Edith Stein ermöglicht es Katholiken wie Juden, einen Symbolcharakter in ihr zu sehen, einen Symbolcharakter, der als Brückenbauer für die nachkonziliare Zeit steht. Ein Verständnis von Edith Stein, wie wir es heute haben, wäre vorkonziliar schwer vorstellbar gewesen. Denn daß sie uns zusammenführt, daß sie von beiden Seiten respektiert werden kann, wenn auch nicht in einer Vorbildfunktion, daß sie uns hier zusammenführt bei diesem Ereignis, ist bedingt dadurch, daß die katholische Kirche durch das 2. Vatikanische Konzil und *Nostra Aetate* und alles, was sich daraus ergab, in ihrer Beziehung zum Judentum eine bemerkenswerte, fast revolutionäre Wende eingeschlagen hat.





Gerade weil sich, wie Sie alle sehr wohl wissen, die katholische Kirche nur sehr langsam bewegt – eine Sekunde ist wie ein Jahrhundert –, ist dann doch bemerkenswert, was, vielleicht unter dem Eindruck vom Horror der Erinnerung an die Shoah, in unserer Zeit geschehen ist. Das war einer der Gründe, die mich trieben, beim Osnabrücker Katholikentag das Gespräch nicht abreißen zu lassen. Jeder Prozeß hat ein Auf und Ab. Es gibt diese nur geraden Linien nicht. Und ein Rückschlag – und es waren Rückschläge zu verzeichnen – mußte nicht gleich bedeuten, alles an den Nagel zu hängen, zu schmollen und zu konstatieren: »Alles ist vergebens.« Wenn wir mit Respekt vor dem anderen offen miteinander reden, werden wir lernen, welche Wege sich öffnen, um Schwierigkeiten zu umschiffen. Vielleicht dauert es noch hundert Jahre; aber irgendwie kommen wir schon hin.

Meine lieben Freunde, diese bemerkenswerte Wende der Kirche in den Beziehungen zum Judentum erlaubt es erst, die Ester-Gestalt, die Edith Stein gerne annehmen wollte, richtig zu verstehen. Es ist dieser postkonziliare Geist, der weder hofft noch erwartet, daß ich den gleichen Weg gehen möchte wie Edith Stein, sondern der mich respektiert, so wie ich bin, in meinem eigenen Selbstbewußtsein als Jude; der Spannungen und theologische Unterschiede aushalten kann und trotzdem durch Freundschaft verbindet im Geist des Verstehens und der Versöhnung und auch der Reue und der Umkehr.

Noch etwas anderes möchte ich jetzt zur Sprache bringen, etwas, das mir aktuell auf der Seele brennt. In der Zeitung habe ich die erneute unsägliche Aussage des berühmten Bischofs Richard Williamson gelesen, daß er – da er sowieso die Shoah leugnet – immer noch Juden als die Gottesmörder betrachtet. Auch erinnern wir uns daran, daß näher bei uns in Deutschland der Distriktobere der Piusbruderschaft Schmidberger 2008 geschrieben hat, Juden unserer Tage seien des Gottesmordes mitschuldig, solange sie sich nicht durch die Taufe von der Schuld der Vorväter distanzieren. Dies passiert in unserer Mitte, heute und jetzt.

Ich weiß, daß der Vatikan in Gesprächen mit den Piusbrüdern steht. Ich interpretiere diesen Edith-Stein-Preis und unser Zusammensein hier auch als eine resolute Absage, einmal und endgültig, an die reaktionären, ewiggestrigen Kräfte, die das Rad der Geschichte und der christlich-jüdischen Beziehungen zurückdrehen wollen in die bluttriefenden, dunklen Zeiten des Mittelalters, der Inquisition, des Hasses und der Gewalt. Wenn ihnen das gelänge, dann denken wir daran,





daß in jener Zeit Edith Stein als Judaisiererin auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden wäre von der Inquisition der katholischen Kirche. Dies muß ein für allemal in den Annalen der Geschichte bleiben, und das ist unsere – Ihre – Verantwortung, in einer Front hier mit uns zusammenzustehen, auf daß das Leben und Sterben von Edith Stein nicht umsonst gewesen sei.

Hinter die Errungenschaften des II. Vatikanischen Konzils in Sachen christlich-jüdischer Verständigung darf es kein Zurück mehr geben. Die Wahrnehmung von Edith Stein stellt uns heute in eine gemeinsame Front. Die erst zaghafte sich gereichten Hände der bis dahin entfremdeten Geschwister dürfen nicht wieder böswillig getrennt werden. Miteinander, ein jeder nach seiner Art, wollen wir nach Gottes Willen wirken zum Guten der Menschheit und der Schöpfung dienen – für eine gerechtere, friedlichere und bessere Welt.

Die Maxime, die auf der Medaille steht: »Unsere Menschenliebe ist das Maß unserer Gottesliebe« ist ein Satz, der ohne Einschränkung bedingungslos Christen und Juden vereint. Der Satz kommt aus dem Herzen der Tora: Du sollst deinen Nächsten lieben, denn er ist wie du, und du sollst Gott lieben. Und er ist genauso das, was Jesus als Zentrum seines Glaubens verkündet hat, indem er die Tora als seinen Glaubensgrundsatz zitiert. Das ist, was uns eint, das, was uns gemeinsam stark macht, wenn wir beide im Glauben und in der Liebe zu Gott das Hören auf seinen Willen uns zu eigen machen.

Möge die Zukunft für uns alle eine glückliche und friedliche sein, und möge Gott unser Unterfangen segnen.

Ich danke Ihnen.

